

# Audienz im Walde von Curtea.

Von Carl Maria.

Curtea de Arges ist von den wenigen Nationalheiligtümern eines unromänen Landes sicher das rühmlichste. In der Grufftrypia seines Kirchleins, das mit seinen beiden goldstrahlenden, phantastisch gebrehten Thürmen wie ein byzantinisch buntes Reliquarium mitten in laubendürren Forsten, umkränzt von blauschimmernden Bergen, steht, liegen Rumäniens redlicher erster König und seine Witwe, die in einer dem Namen nach freiwilligen, aber darum kaum weniger bitter empfundenen Verbannung hier gestorben ist.

In dieser Verbannung, wenige Monate vor ihrem Tod, habe ich Elisabeth von Wied, Königin-Witwe von Rumänien, sehen und sprechen dürfen. Ich hatte, an jenem wundervoll blauen Frühsonnertag im Kratzenwagen des Domini Nicolae S. nach Curtea fahrend, gewiß keine Ahnung, daß ich an diesem selben Nachmittage mit Ihrer Majestät der Königin-Witwe, die sich noch lieber eine deutsche Dichterin nennen hörte, unter romantischen Partikamen den See trinken würde.

Herr S., einer der wenn auch nicht allernormtesten, so doch reichsten Bolaren, wollte mit das Curteacthürlein der Landespatronin Philota zeigen, und während die Damen im Ort Weichenstränge für den Sarg des Königs binden ließen, zeigte uns der Herr S. von früher her bekannte Grufftrypia, das phantastisch-reiche, eigentlich überreiche Kirchlein, das zeitweils eine romantische Hergensfrage des lergen, strengen und ernsten Carol gewesen ist. Er hat sie im Einvernehmen mit der Königin vor vielen Jahren restaurieren lassen; als das Königspaar das erste mal hierher kam, war die Kirche nicht viel mehr als eine Ruine.

Die Westentrüchtigkeit und Stille dieser fast deutschlichen, stielich-schwerwärtigen Landschaft tat es dem König und wohl noch mehr der schwärmerischen Königin an; sie selbst hat ja manche Seite von ihr fast zum ersten Male aufgeschriebenen rumänischen Volksmärchen hier von den Ufern des gebirgsbachstaren Arges geholt. Der König ließ einen Architekt kommen, der ihr nur leider nicht sehr viel besser als jener deutsche Baumeister beriet, der ihm die Thürmen, Giebel und Erker und die nie von einem Strahl des Tageslichtes erreichten Buchenscheiben des königlichen Waldschlosses in Sinaia baute. Der Herr, der das Kirchlein von Curtea de Arges aus seinen Trümmern neu erbaute, war ein Franzose, der mit dem Gold aus der königlichen Privatkassette nicht zu sparen brauchte. Und so brachte er denn etwas zustande, das eher ein Zwerghenschrein als das Baudenkmal streng rumänischer Nationalen Stils wurde, das dem König und der Königin vornehmlich haben sollte. Die Königin liebte die Kirche allerdings über alle Maßen. Jedes der in Stein gehauenen, zum Teil vergoldeten und bemalten Ornamente hat sie selbst nach byzantinischen, altirrischen und selbst maurischen Motiven zeichnen lassen, zum Teil auch selbst gezeichnet, und sie liebte es noch in ihren Altersjahren, ihre Besucher auf die erstarrten und eigentlich verwirrende Mannigfaltigkeit dieser steinernen Rollen, Bänder, Ranken, Ornamenten und Kapitäl aufmerksam zu machen. Von diesen Dingen ist einst jede kleinste Einzelheit unter ihren Augen entstanden und hat als Zeichnung ihrer Architekten auf ihrem Tisch gelegen.

Herr S. führte dann seine Damen hinunter zum Sarg des Königs, sie legten dort ihre Blumen nieder und ließen im Hinaufgehen der Königin, die sie von Bukarest her kannten und zu deren

engerer Hofgesellschaft sie gehört hatten, ihre Karten senden. Der Wagen war dann zur Weiterfahrt bereit, als die Königin-Witwe durch einen herübergehenden Diener eine Einladung zum Tee überbringen ließ. Er wurde wie jeden schönen Nachmittage im Wald nahe dem königlichen Schloß serviert, das goldene Tischchen mit einem schönen, alten Silbergeschirre stand schon bereit, die Diener in der für Holzwege etwas verzerrten und vertheilerten Bauerntracht räumten den schweren Lehnstühlen der Königin näher in den Schatten der dunkelgrünen, hohen Tannen, und nun kam mit ihren zwei alten Gesellschaftsdamen sie selbst in ihren geliebten, reich gefalteten und lose fließenden und schleppenden Gewändern, bereitwillig sie manche hochgeborene und paritätisch elegante Dame der Bukarester Gesellschaft sonst belächelt hat.

Ihr selbst war diese Art, sich von jeder Mode unabhängig zu fiebern, allerdings mehr als eine Schrulle, und sie war genug Frau, um zu wissen, daß diese weiten, lang nachschleppenden Gewänder ihrem runden und immer beweglichen, weit mehr mütterlichen als königlichen Personchen wirklich königlich standen. Sie hat sich diese von Spitzen, Seide und Tüll überrestelten Roben, deren Schleppe oft nur mit Mühe in ihren Bogen gestopft werden konnte, mit derselben gewissenhaften Liebhaberei zurechtgedacht, mit der sie malte, alte Mönchsintarabellen zeichnete, dichtet, sticht, deklamirte, ihre Orgel spielte und mit Malern und Architekten ihre Schloßer baute. Sie nannte sich dann gern in ihren madonnenhaften Schleiern und Gewändern eine altmodische Frau, aber eigentlich sah sie doch eher wie eine aus ihrem eigenen Märchen verflozene, gültige und mütterliche, aber sehr königliche Prinzessin aus. Sie liebte nichts so sehr, wie von ihrer harten Jugend zu erzählen, von ihrer strengen Erziehung und den spartanischen Methoden, unter denen sie aufgewachsen war. Sie, die die Menschen eigentlich wie wirklich gekannt hat und von ihren guten Freunden meistens betrogen worden ist, kannte eigentlich auch sich selbst nicht, und sie war kaum die einfache, natürliche, ganz geradlinig-altmodische (ihre kontem Gegenstand) Frau, als die sie sich immer sehr in behielt. Ihr gutes, reines und immer ruhrend ahnungsloses Gemüt ist wirklich das einer Mutter und einer adeligen Herzogin gewesen, aber die Natur hatte ihr zu ihrem adeligen Gemüt ein ganz unförmliches Temperament gegeben. Sie pries die Güte, die Geduld, die Sanftmut, und gültig war sie sicher, sie konnte überquellen von Hilfsbereitschaft. Aber geduldig ist sie wohl kaum gewesen; nachsichtig war sie unter einer Umgehung, die allerdings denkbar schwer zu behandeln gewesen ist, fast immer am falschen Ort. Sie konnte fürmlich und unbedenklich in ihren Neigungen sein, und die Enttäuschungen, die ihr nie erspart blieben, hat sie oft beklagt, aber eine Dichterin, immer in ihren Träumen gelebt; sie sah die Welt, wie sie sie sehen wollte; sie nannte sich selbst eine Optimistin, und sie hat denn auch von den merkwürdigsten und niederdrückendsten Erfahrungen und Enttäuschungen nichts gelernt. Der Schmerz berührte nicht den Saum ihrer weißen Gewänder, dem sie abtute ihn eigentlich nicht, sah ihn nicht. Und wie sie eine Dichterin guter Staben sein wollte, war sie auch eine Königin und Frau und ein armes, gutes Herz, dem sich jede Umgehung zur guten Stunde verflüchtete. Sie dichtete ihre Gewänder und ihre ahnungslosen, milden und reinen Bücher; sie las ihrem von der Arbeit geplagten und überausmüden, aber immer liebenswert geduldigen König beim abendlichen Teetisch die Gedichte vor, die sie untertags geschrieben hatte. Sie spielte ihre goldene Harfe, ihre Orgel, sie pflegte in

ihrem schwärmerisch und mädchenhaft geliebten Primessimenzherzen jahrzehntlang den holden Schmerz der Kinderlosen, und es war nur durchaus verständlich und logisch, daß sie sich mit ihrem besten und reichlichsten Herzen mit den Jahren sogar eine erhabene sinnige Umgangsprache, ein poetisch gehobenes Sidiom dachtete, das nicht mehr von dieser Welt und aus lauter in polierten Goldschnitt und gepreßten Saum gebundenen Büchern war. Diese von ganzem Herzen edle und adelige Frau, die darüber klagte, daß den Menschen die Einfachheit abhandeln genommen sei, ist selbst nichts so wenig wie eine einfache Natur gewesen.

Nun sahen wir sie unter ihren schönen Bäumen von Curtea, und es war merkwürdig und beklemmend, wie sehr sie die wenigen Monate ihrer Witwenanämie verändert hatten. Sie war in diesen Monaten wirklich, auch äußerlich, wo auch kleiner schien sie geworden; ihre einst runden, mädchenhaft runden und ganz solchen Wangen hatten die ersprechende Subenfarbe eines milden und mit Willen absterbenden Menschen. Nie hatte sie früher ihren vielen Photographien ähnlich gesehen, denn dieses gelund gefärbte und nur zuletzt von ihren grünen und gelben Zwißern bös entstellte, von weißen Haaren romantisch umloderte Gesichtchen war immer in Bewegung, von fliegenden Wölkern erregt; ihr Gesichtsausdruck wechselte mit jedem Wort, jedem Lächeln. Sie war nur auf ihren Wölkern eine alte Frau, in Wirklichkeit sah sie viel eher unirdisch nobel, rein und rührend fröhlich aus wie alle, ahnungslos an der Welt vorübergehende Damen adeliger Schamer, nicht Fränklichkeit, die keine Erfahrung, kein wirklicher Schmerz, nicht die Schicksaligkeit der Welt und nicht die Häßlichkeiten ihres langen Lebens auch nur im mindesten zu verjähren vermochten.

Aber heute im Wald von Curtea war sie alt, sie sah klein und mütterlichhaft in ihren immer noch schleppenden, in reichen Falten um ihre arme Gestalt fließenden Trauergewändern, und es war sehr schmerzhaft, wie sie in ihrer immer noch leise unwirklichen, blumenhaften Sprache vom Tod, den sie hier erwarten wollte, sprach. Fast zwei Stunden sah sie in ihrem sammlen Stuhl mit der hohen, vergoldeten Lehne, aber es ist nicht ein Wort von ihren Lippen gekommen, das verraten hätte, daß sie an irgendwelchen wirklichen, sätlichen, ungesunden und gewiß auch sie selbst bewegenden Dingen Anteil nähme. Kein Wort vom toten König, keines von ihrem Märchenschloß Sinaia, das sie einst so sehr geliebt hat, und in das sie nun wohl nie mehr kommen mochte. Aber auch keines vom Krieg, und dies war, in unsrer Gesellschaft wenigstens, noch verständlich. Denn was diese alte, deutsche, einsame Frau noch etwa an Wünschen oder Hoffnungen in ihrem müdegeordneten Herzen barg, hätten der Domini S. und seine in Paris und London mit achtzehn Jahren dem allnächtlichen Bakarat in Konstanta verführten Söhne doch kaum verstanden.

Sie tat Madame Joë S. gegenüber einige Fragen nach der jungen Königin, und es wunderte uns etwas, wie schwärmerisch sie nun in ihrer Einseitigkeit von der schönen und eigentlich nicht immer geliebten Maria sprach. Ihre Damen wußten gut und haben sich unzählige boshafte Geschichten über das Verhältnis erzählt, das viele Jahre hindurch zwischen der alternden Königin und der jungen, interessanten und leidenschaftlichen Kronprinzessin herrschte. Nun hatte die Königin Maria vor ein paar Wochen ein Buch mit selbstgedichteten Märchen nach Curtea de Arges geschickt. Die Märchen waren herzlich schwach, viel schwächer und vor allem viel unwahrscheinlicher als noch das schwächste von den vielen Büchern, die Carmen Eplova geschrieben hat.

Das Szenarium eines von der jungen Königin verfaßten Märchenstückes war der Sendung an Carmen Eplova beigegeben. Das Stück war in Paris gedruckt worden und sollte am Bukarester Nationaltheater aufgeführt werden. Es ist von einer vorwornnen, unelblich gezeierten und süßlichen Phantastik, es ist als Laune gerade dieser schönen, geistig ungewöhnlich beweglichen und modernen Frau nur noch unverständlich. Aber die alte Königin blühte auf, als sie davon sprach, sie wußte einige Verse auswendig und deklamirte sie in freier Wiederkehr, und sie ließ sich's nicht nehmen, uns aus dem von den Dienern herübergebrachten, in Seide gefesteten Prachtband die Widmung der schönen Königin Maria vorzulesen.

Es war etwas kühl unter den hohen, dichten Bäumen geworden, als die alte Carmen Eplova das Buch der schönen Maria schloß. Die Damen unlers Herrn S. hatten sorgsam zugehört, Domini S. sah mit der Hand vorm Mund, und die jungen Herren waren in Genf schlecht genug erzogen worden, um während der königlichen Deklamation fleißig und inständig auf ihre eleganten, teuren goldenen Uhrarmbänder zu sehen. Der Diener trug das prachtvoll gebundene Buch fort, und die alte Frau hatte zwei rote, reizende Nösklein auf ihren weiten Wangen, als sie mit ihrer guten und frommen Überschwenglichkeit sagte, wörtlich sagte: „Es ist die größte Freude meines Alters, daß ich diese Arbeiten der Königin noch erleben durfte.“

Sie sprach dann mit mir einige deutsche Worte, und so altmodisch nobel ihr zierliches Französisch gewesen war, so fremdartig unwirklich und blumenhaft sprach sie die Sprache ihres deutschen Herzens, ihrer deutschen Bücher, ihrer Märchen und Träume. Sie sprach das verzerrliche, über jeden gewöhnlichen und alltäglichern Ausdruck unfähig erhabene Deutsch der Bücher, die sie irgend einmal geliebt haben mochte, wohl noch liebte, und die junge Leute wie sie selbst trauernd meinte, heute nicht einmal mehr dem Namen nach kennen. Sie sagte übrigens auch einige Worte über Musikstricken, die sie unlangst in Bukarester Blättern gelesen hatte, und ließ sich, ohne ganz aufrichtig zuzuhören, von einem uniser jungen Herren von dem alten Meister Claude Debussy erzählen, Claude Debussy, der eine Geburtsabstammung, die ihn einen modernen Meister nannte, zur Tür hinausgeworfen hatte. Sie lächelte ein wenig, kam auf ihre Harfe zu sprechen, ihre Orgel, die sie im Bukarester Schloß zurückgelassen hatte — aber sie sprach ohne viel innere Anteilnahme, und man sah ihr, die einst in Bukarest Stunden und Stunden, ohne müde zu werden, den Geprätsstoff fast allein bestreiten konnte, an, daß sie sich danach sehnte, nun wieder allein in ihren stillen Gemächern zu sein.

Und so ging sie langsam, in ihren schwarzen, schleppenden Gewändern, nicht ohne unsre Damen mit großmütterlicher Freigebigkeit herzlich und gnädig abgefaßt und die Wangen mit ihren feinen, weichen, runden Händen abgetupft zu haben. „Ich habe dich ja noch in deinem Stecktissen abgetupft“, sagte sie zu dem sechzehnjährigen Serge S., und der junge, blaurotete Mensch, der Weber und Liebhaber und Spielschulden bis zum Hals hinauf hatte, stand in seinem tolet gekleideten, englischen Reiseanzug rot und schlägig vor dieser kleinen, alten und altmodischen Frau, deren Reinheit und Unschuld die siebzehnjährige Söhne ihres Lebens nicht zu zerstören vermocht hatten.

„Sie ist eine Laube“, sagte er dann später, als der Fahrer an-turbelte. Der Rumäne sagte es, wie man eine Unerschämtheit sagt. Aber es war dennoch die Wahrheit; nie ist von Carmen Eplova, deutscher Dichterin und Königin von Rumänien, ein wahreres Wort gesagt worden.